

2)

## Opfer.

Von Dorothee Goebeler.

(Schluß.)

In der Dämmerstunde schlich sie nach seinem Komptoir. Hinein hätte sie sich heute nicht gewagt, aber vom gegenüberliegenden Damm mußte sie ihn sehen können. Und sie sah ihn auch. Lachend und schwachend unterhielt er sich mit seiner jugendlichen Buchhalterin, sein ganzes Gesicht strahlte vor Liebenswürdigkeit.

Martha war nicht eifersüchtig, denn noch gab ihr dieser Anblick einen Stich durch das Herz, und erst nach und nach beruhigte sie sich. War sie nicht dumm, sich zu ärgern. Warum sollte er nicht freundlich zu seiner Angestellten sein? Wenigstens war er wieder guter Laune, sie wollte alles thun, ihn dabei zu erhalten. Hastig eilte sie nach Hause, um ihm zum Abend — seine Lieblingspeise zu bereiten.

Er kam auch heute wirklich und schien den Streit vom vergangenen Tage völlig vergessen zu haben. In alter Gemüthlichkeit verbrachten sie den Abend. Als sie sich zur Ruhe begaben, nahm er plötzlich ihre Hand.

„Weißt Du Martha, eigentlich hättest Du doch Recht, mich gestern abzukanzeln. Ich habe Dich wirklich schlecht behandelt. Aber morgen gehen wir auch zusammen aus, ich habe schon Billets für die Reichshallen.“

Sie hatte aus ihrer Abneigung gegen alle Spezialitäten nie ein Pöhl gemacht, dennoch rührte seine Freundlichkeit sie tief:

„Du hast mich überhaupt ganz falsch verstanden, und —“

Er ließ sie nicht ausreden: „Du kannst mich dann um Sieben abholen. Fräulein Schenk kommt auch mit. Ein sehr nettes Mädchen, Martha! — Ist Dir etwas?“

„Nein.“

„Aber Du bist so still?“

„Nein — nein! Nur müde.“

Und sie drehte sich nach der Wand und vergrüß das Gesicht in den Kissen. Er brauchte nicht zu wissen, daß sie weinte.

Trotzdem verlief der Theaterabend recht amüsant. Sie brachte den besten Willen mit, jeden bösen Verdacht niederzubalten, in dem Billet für Fräulein Schenk nichts zu sehen, als eine Aufmerksamkeit des Chefs gegen seine Angestellte. Und das gelang ihr auch. Sie war froh, ihren Mann wieder in alter Liebenswürdigkeit zu sehen, und in diesem Frohsinn machten ihr selbst die Klownerien der Schauspieler heut' Vergnügen.

Da schlug plötzlich ein Wort an ihr Ohr, das sie traf wie der Blitz aus heiterem Himmel. Die Kassirerin wies auf den Sänger:

„Haben wir den nicht schon mal gehört, Herr Martens?“

Vor Martha's Augen wurde es dunkel. Das Lachen war von ihrem Gesicht verschwunden. Sie athmete förmlich auf, als die Vorstellung zu Ende war, und mit wahrem Entsetzen sträubte sie sich gegen den Vorschlag ihres Mannes, noch ein Restaurant aufzusuchen. „Sie hätte Kopfschmerzen“; und das war keine Lüge.

Bestimmt und schweigsam gingen sie nach Hause. Erst als sie oben in ihrer Wohnung waren, nahm sie wieder das Wort:

„Du warst wohl schon öfter mit Fräulein Schenk fort?“

„Wieso?“

„Sie erwähnte so etwas!“

„Ach, wegen des Sängers?“ Er versuchte ein Lachen.

„Ja, neulich beim Dingsda. Sie wollte gern einmal hin und da wir an dem Abend denselben Weg hatten —“

„Ja, ja, natürlich.“ Mechanisch legte sie den Spitzenkragen in den Schrank.

„Und es ist doch auch ein nettes Mädchen, nicht? Und aus guter Familie. — Ich denke, wir wollen Sonntag wieder zusammen sein.“

„Ich werde nie wieder mit Fräulein Schenk zusammen sein.“ Sie sagte es ruhig, wie etwas Selbstverständliches.

Er fuhr auf: „Erlaube! — Was meinst Du?“

„Daß ich auf die Gesellschaft Deiner Buchhalterin ein für allemal verzichte.“

(Nachdruck verboten.)

Ohne seine Antwort abzuwarten ging sie in die Schlafstube und suchte ihr Lager auf.

Er war ganz erstarrt, erst nach und nach fand er seine Fassung wieder: „Eifersüchtig also?“ Er stieß einen Pfiff aus. Was in dieser kleinen Martha Bucher alles steckte! — Und wie sie ihn angesehen hatte! Er konnte gar nicht darüber fort kommen. Dann aber übermannte ihn plötzlich der Aerger: Sollte er etwa kein anderes Frauenzimmer mehr ansehen dürfen, weil er verheirathet war? Hatte er etwas mehr verbrochen, als mit einem hübschen Mädchen ein paar Stunden beim Glas Bier verplaudert! Er beschloß, Martha morgen gründlich die Wahrheit zu sagen.

Als der Morgen kam, schwieg er indessen, und auch Martha kam nicht mehr auf den vergangenen Tag zurück. In den langen schlaflosen Stunden der Nacht hatte sie mit sich und ihren Empfindungen abgeschlossen. Seine Liebe war ihr verloren, das sah sie ein, ja sie fragte sich sogar, ob er überhaupt je eine wirkliche Liebe empfinden könnte. Um seine Zuneigung zu betteln, dazu war sie zu stolz. Sie wollte ihm die sorgende, pflichtgetreue Frau bleiben, im übrigen möchte er thun und lassen, was ihm beliebte.

Vielleicht wäre ihr dieser Entschluß nicht so leicht geworden, wenn sie nicht eine Hoffnung gehabt hätte: die Hoffnung, daß er sich doch noch einmal zu ihr zurückfinden könne, wenn — wenn das Kind erst da war.

Eine tiefe Ruhe war jetzt über sie gekommen, eine stumme Resignation. Seine Launen reizten und betrübten sie nicht mehr. Gleichmäßig freundlich, immer auf sein Behagen bedacht, lebte sie neben ihm hin.

Er war sehr zufrieden damit. Grade so hatte er sie haben wollen, ohne Wünsche, ohne Vorwürfe, immer geschäftig und voller Rücksichten für ihn. O ja, er verstand schon, eine Frau zu ziehn! Er war förmlich stolz darauf. Wenn er mit seinen Kumpanen die Nächte durchschwärmte und die andern Chemannier nach Hause „in das Joch“ mußten, saß er und rühmte seine „ideale Frau“.

Diese ideale Frau selbst suchte unterdessen in rastloser Arbeit die rastlose Debe ihres Lebens zu vergessen. Martha hatte sehr viel zu thun. Die Wirthschaft mit ihren mannigfachen Pflichten nahm, so klein sie war, ihre ganze Thätigkeit in Anspruch. Und auch die Vorbereitungen für das kleine Wesen, welches nun bald seinen Einzug bei ihnen halten sollte, beschäftigten sie zur genüge. So lange sie Arbeit hatte, brauchte sie wenigstens nicht nachzudenken.

Es kam indessen die Zeit, wo sie nicht mehr arbeiten konnte. Und so sagte sie ihm eines Tages ganz offen, daß sie jetzt endlich Hilfe haben müßte. Sie hatte die Absicht, eine Schwester ihrer Mutter kommen zu lassen. Er war sofort damit einverstanden, er war überhaupt jetzt immer sehr freundlich und besorgt zu ihr. „Ja, Tante Luise!“ Sie sollte noch heute an Tante Luise schreiben, sollte sich überhaupt recht schonen und ja nicht anstrengen.

Sie schied so heiter von einander, wie lange nicht. Seine Fürsorge hatte sie mit neuer Lebenslust erfüllt. Sie hatte es ja gleich gewußt, das Kind würde ihn ihr zurückgewinnen. Als er am Abend nach Hause kam, sie hatte ihn nicht erwartet und war nun doppelt glücklich darüber, fragte er gleich, ob der Brief an ihre Tante schon abgeschickt sei. Sie verneinte, und er athmete sichtlich befreit auf:

„Ich habe es mir nämlich noch anders überlegt, Martha. Logirbesuch, — das würde sehr theuer — und ich habe gerade soviel andere Verpflichtungen. Wenn wir uns vorläufig ein Mädchen nehmen, genügt das nicht? Nur vorläufig noch fünf bis sechs Wochen. — Unseres Hauswirts Kleine sucht gerade einen Dienst und verlangt nicht viel. Hauptsache ist doch, daß Du Hilfe hast. Was denkst Du?“

Sie dachte, daß er wieder einmal recht egoistisch, und daß ein unerfahrenes, fünfzehnjähriges Mädchen für sie mehr Last als Hilfe sei, aber laut sagte sie nur:

„O ja, es wird schon gehen.“

Und es ging auch. Sie verschluckte den Aerger, den Mieze's unausbleibliche Dummheiten ihr alle Tage von neuem bereiteten, und klagte nie. Sie war viel zu glücklich, ihren Mann wieder an ihrer Seite zu wissen, um ihn durch Klagen fortzuschicken, aber dann —

Heinrich Martens war gerade dabei, mit Fräulein Schenk über die neueste Premiere zu debattieren, als das Mädchen athemlos hereingestürzt kam:

„Die Frau — die Frau!“

Er begriff sofort, daß etwas passiert sei. Ohne weiter zu fragen, eilte er nach Hause. Auf der Treppe standen die Frauen und tuschelten. Im Wohnzimmer empfangt ihn eine Nachbarin: „Ach, Herr Martens — Herr Martens!“

Er stürzte an ihr vorbei nach der Schlafstube — auf dem Bett lag Martha mit entsetzlichem, schmerzvoll verzogenem Antlitz, bleich — fast — todt.

Mit dem todtten Kinde im Arm wurde sie begraben. Heinrich Martens war der untröstlichste Wittwer, der je eine Frau nach dem Kirchhof gebracht. Die ganze Verwandtschaft war darüber einig, daß er die kleine Martha Bucher unendlich geliebt haben mußte.

Jedem, der es hören wollte, pries er ihre Tugenden. Ja sie war wirklich eine ideale Frau gewesen. So tüchtig und fleißig und liebevoll. Ja, wenn sie sich nur mehr hätte schonen und nicht alle Arbeit selbst verrichten wollen, sie lebte heut noch, und er war kein geknickter gebrochener Wittwer . . .

Nach kaum vierzehn Tagen machte der gebrochene Wittwer mit Fräulein Schenk die erste größere Landpartie. —

### Am Sylvesterabend.

Aus dem Leben der politischen Verbannten. Nach einer wahren Begebenheit von Riva Buchholz.

Eine endlose Schneelandschaft. Zwischen den Schneebergen windet sich, einer Schlange gleich, ein schmaler, unebener Pfad, der sich in der Ferne verliert.

Endlos und dunkel, wie das Meer während eines Sturmes, hängt der Himmel über der Schneefläche. Wie unter einem Grabhügel liegt der Aush. Es ist spät. In den Jurten\*\*) schläft alles. Nur aus dem Schornstein einer Jurte steigt der Rauch stoffweise, gleich einem Seufzer in die Luft empor, und die hellen Funken senken sich auf die nächste Umgebung herab.

In dieser Jurta schläft man nicht. Das bald aufblackernde, bald erlöschende Feuer des in der Mitte stehenden Ofens beleuchtet mehrere menschliche Gestalten.

Die Blicke sind nachdenklich auf die Gluth gerichtet. Stille herrscht in der Jurta.

Die Lippen der Anwesenden sind geschlossen. Eine angebrannte Pfeife macht die Munde, und nur ab und zu wird beim Weitergeben das Schweigen unterbrochen.

Der Lichtschein fällt auf ein junges, blasses Mädchenantlitz. Mit aufgestützten Armen sitzt sie, in Gedanken versunken, da. Thränen erglänzen auf ihren dunklen Wimpern.

Die Thür öffnet sich und schweigend treten Verbannte aus einem anderen Uth in die Erdhütte ein. Stumm legen sie ihre obere Pelzbekleidung ab und setzen sich, ohne ein Wort zu verlieren, zu ihren schweigsamen Gefährten, bis die Pfeife auch zu ihnen kommt.

Fünfehn Werst haben sie zurückgelegt, um schweigend bei ihren Freunden zu sitzen und dann ebenso schweigend von dannen zu gehen.

„Katja!“ flüsterte eine Männerstimme. „Nach einem Jahre wirst Du diesen Tag mit den Deinen feiern. Wir werden an Dich denken und uns mit Dir freuen.“

„O, sprich nicht davon . . . Ich fürchte mich, auch nur an ein solches Glück zu denken,“ erwidert das Mädchen leise, indem es das Gesicht mit den Händen bedeckt. „Wenn nun gar die Zeit meiner Verbannung verlängert wird? Der Gedanke allein könnte mich wahnsinnig machen.“

„Sei ruhig, das wird nicht geschehen. Deine Qual hier hat bald ein Ende . . . Du bist jetzt unser Gast . . .“

„Schweige, Schweige!!! Und zitternd preßt sie die Hand ihres Freundes.“

Die in der Nähe liegenden Hunde spitzen die Ohren, springen auf und fliegen mit der Schnelligkeit eines Vogels zur Thüre hinaus. Diese plötzliche Bewegung versetzt alle in Unruhe. Mit fragenden Blicken sehen sie einander an. So eilen die Hunde nur Fremden entgegen. Alle warteten sie mit Spannung. Das Glück hatte sie längst vergessen . . . Es konnte ihnen also nur Schlimmes bevorstehen . . .

Nach qualvollen Minuten, die ihnen wie eine Ewigkeit erschienen, vernahmen sie vor der Thüre ein Geräusch. Die Thür öffnet sich, und vor den Blicken aller steht die große starke Gestalt eines Gendarmen.

„Wer ist hier Katharina Wassiljewna? Auf ihren Namen ist ein amtliches Schreiben eingetroffen. Die Unterschrift wird verlangt.“ Alle springen erregt von ihren Sitzen. Nur Katja rührt sich nicht. Als sie die Gestalt des Gendarmen erblickt und ihren Namen

ausprechen hörte, wurde sie von einem namenlosen Schrecken ergriffen. Jahrelang unterdrückte Thränen entfürgen unaufhaltsam ihren Augen, als ob sie die schmerzbeladene Brust von schwerem Leid befreien wollten.

„Katja, Katja, theure Katja, beruhige Dich . . . Du bist frei . . . Was sollen die Thränen?“ . . . So reden die Freunde auf sie ein.

Katja hört die frohen Stimmen der Gefährten, die süßen Worte der Freiheit, sie ist aber nicht im Staube, ihr Schluchzen zu unterdrücken. Es wird noch lauter, noch unaufhaltsamer. Schneller und immer schneller geht der Athem, als ob er die Brust sprengen wollte.

Das Weinen geht in ein lautes hysterisches Schreien über, das die Herzen der Anwesenden zerreißt. Dann folgt ein Lachen, ein wildes, wahnsinniges Lachen, schließlich ein Schrei und wiederum ein Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hat — dann tritt Stille ein.

„Katja . . . Katja . . . beruhige Dich!“ . . . flüstern die erschreckten Freunde.

Aber Katja liegt ruhig vor ihnen. In ihren offenen Augen stehen noch Thränen — ihrem halbgeöffneten Munde ist soeben der letzte Lebensodem entflohen. —

### Zum Jubiläum des Thermometers.

Es giebt wohl kaum ein zweites physikalisches Instrument, das so unzähligen wissenschaftlichen, technischen und industriellen Zwecken dienlich gemacht wurde und für den täglichen Gebrauch des bürgerlichen Lebens nahezu unentbehrlich geworden ist, wie das Thermometer. Ehe das Jahr 1897 zur Reize geht, muß man sich daran erinnern, daß gerade 300 Jahre verlossen sind, seit uns Galilei das Thermometer schenkte, da er im Jahre 1597 das erste thermometerartige Instrument verfertigte. Im „Wiener Fremdenbl.“ bringt Dr. Max Weinberg eine interessante Abhandlung über die Geschichte des Thermometers, der wir das Folgende entnehmen:

Welche Kunst trennt das erste unvollkommene Thermoskop (dem Thermometer konnte man es kaum nennen) Galilei's von unseren modernen Thermometern, etwa den feinen ärztlichen Instrumenten, welche Zehntelgrade mit Deutlichkeit ablesen lassen, oder von den neuesten Normalthermometern aus Jena'schem Glas für die genauesten wissenschaftlichen Studien! Es ist, als wollte man die geriebene Schwefelkugel des Magdeburger Bürgermeisters Otto v. Guericke mit den heutigen dynamo-elektrischen Lichtmaschinen vergleichen.

Man pflegt bei Besprechung der Geschichte der Erfindungen bis auf die Leistungen des Alterthums zurückzugreifen. Deshalb sei erwähnt, daß Hero von Alexandrien die Ausdehnung der Luft durch die Wärme bereits kannte und diese auch der Wirkung der älteren Thermometer zu grunde liegende Thatsache in seiner Art verwendete, indem er, dem Geschnacke seiner Zeit folgend, verschiedene Kunststücke damit ausführte. Auf einem Altare wurde zum Beispiel Feuer entzündet, und durch die Erwärmung der Luft in einer Kugel strömte Wasser in ein Gefäß, welches durch sein natürliches Gewicht die Thür des Tempels öffnete. Erlösch das Feuer auf dem Altare, so schloß sich die Thür wieder ebenso geheimnißvoll.

Zur Vorgeschichte des Thermometers zählen auch die Versuche Drebbel's, Drebbel von Alkmar, der in Holland und Deutschland zu Beginn des 17. Jahrhunderts im Aufse eines Taufkünstlers stand, wurde von dem deutschen Kaiser Ferdinand II. an seinen Hof berufen und mit dem Unterrichte der kaiserlichen Prinzen betraut. Während der Anruhen des Jahres 1620 von den Truppen des Kurfürsten Friedrich V. gefangen genommen und seines Vermögens beraubt, floh er, wieder frei gelassen, an den Hof Jakob's I. nach England, wo er starb. Dieser mit mannigfachen Kenntnissen begabte Mann füllte unter anderem eine leere Retorte mit Wasser dadurch, daß er deren Mündung unter das Wasser hielt und dann von oben erhitzte. Die Luft trat in Blasenform aus der Retorte, und während der Abkühlung drang das Wasser in dieselbe. Nur mit Unrecht schreibt man Drebbel die Erfindung des Thermometers und des zusammengesetzten Mikroskops zu. Der Ruhm dieser Erfindungen gebührt einem viel Größeren im Reich des Wissens: Galilei. Schon der Italiener Porta, der Erfinder der bekanntlich einen wichtigen Bestandtheil eines jeden photographischen Apparates bildenden Dunkelkammer, beschrieb ein ähnliches Experiment; er bestimmte sogar den Grad der Ausdehnung der Luft, indem er die Grenze des Luftstromes vor und nach der Erhitzung durch einen Strich bezeichnete. Doch dachte er ebenso wenig wie Drebbel und der aus der Geschichte der Dampfmaschine bekannte Salomon de Caus an die Konstruktion eines Thermoskops.

Wie jüngst auch Professor Mach in seinem Werke „Die Prinzipien der Wärmelehre“ nachgewiesen hat, scheint in der That erst Galilei den glücklichen Gedanken gehabt zu haben, das Volumen der Luft als Merkmal ihres Wärmezustandes zu benutzen und auf diese Weise ein Luftthermoskop, bezw. Luftthermometer zu konstruieren. Wahrscheinlich war Galilei's Erfindung eine Frucht des Studiums der Werke Hero's, mit dem er sich damals beschäftigte. Sicher ist, daß er im Jahre 1603, also lange vor den Ansprüchen Anderer auf diese Erfindung, die Wirkung seines neuen Instrumentes dem Vater Castelli zeigte und der vertraute Freund Galilei's, der Venetianer Sagredo, später Beobachtungen mit einem Galilei'schen Thermometer anstellte.

Galilei's erstes Thermometer bestand aus einer offenen Glasröhre mit einer Kugel daran. Es enthielt nicht Quecksilber oder Weingeist, sondern bloß Luft, die durch einen in der Röhre befind-

\*) Sibirisches Dorf.

\*\*) Erdhütte.

lichen Wassertropfen von der äußeren Luft abgesperrt war. Die Skala dieses Thermometers war eine ganz willkürliche, da die Angabe des Instrumentes nicht bloß von der Temperatur, sondern auch von den Schwankungen des Luftdruckes abhängig war.

In der Galilei'schen oder einer kaum viel verbesserten Form übernahm das Thermometer die berühmte „Accademia del Cimento“ in Florenz, mit deren Geschichte nunmehr die weitere Entwicklung dieses aller Welt nützlichsten Instrumentes verknüpft blieb. Dem Großherzog Ferdinand II., dem Protektor dieser Akademie, verdankt man die wesentliche Vervollkommnung des Galilei'schen Thermometers. Er füllte die von der Hand eines geschickten Florentiner Glasbläfers gefertigten Thermometer mit gefärbtem Weingeist und brachte die Skala unmittelbar auf dem Rohr an, wie es noch jetzt bei seinen Instrumenten geschieht. Allerdings besitzt die Skala dieser alten Florentiner Thermometer, denen manche unserer Leser hier und da in Museen und Sammlungen gewiß begegnet sind, keine eingetragenen oder mit dem Diamanten eingeschrittenen Striche, sondern die einzelnen Grade waren durch geschickt angeschmolzene dunkle Glasknöpfchen bezeichnet, deren jedes zehnte aus weißem Emailglas war. Am meisten unterscheiden sich diese Vorfahren unserer heutigen Thermometer von den gegenwärtigen Wärmemessern durch die Eintheilung ihrer Skala. Ihre ganz willkürliche Skala hatte nämlich 50, hie und da 60, 70 oder 100, ja sogar 300 bis 400 Grade. Daß unter solchen Umständen die Angaben verschiedener Instrumente mit einander absolut nicht vergleichbar waren, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Wollten wir die fernere Entwicklungsgeschichte dieses nützlichsten Instrumentes schildern, so müßten wir hervorheben, daß erst zu Ende des 17. Jahrhunderts der Schmelzpunkt des Eisens und der Siedepunkt des Wassers als Fixpunkte eingeführt wurden und daß der Schwede Celsius den Abstand dieser beiden Punkte der Skala (Fundamentalabstand) in 100 Grade theilte, doch merkwürdigerweise den Siedepunkt mit Null und den Eispunkt mit 100 bezeichnete. Erst später wurde diese Zählrichtung umgekehrt. Schon lange vor Celsius im Jahre 1814 konstruirte der Deutsche Fahrenheit die ersten genauen Weingeist-Thermometer, und indem er dann an Stelle des Weingeistes das Quecksilber setzte, schuf er das heute gebräuchliche Thermometer. Jedoch theilte er den Fundamentalabstand in 180 Grade und setzte in dem Glauben, negative Grade vermeiden zu können, seinen Nullpunkt noch 32 Grade unter den Eispunkt. Während das hunderttheilige Thermometer meist wissenschaftlichen und technischen Zwecken dient und auch die meteorologischen Berichte die Temperaturen ausschließlich in Celsius-Graden angeben, behauptet in unserer Wohnung das 80theilige Réaumur-Thermometer noch immer seinen Platz.

Vielleicht gelingt es unserer nach Vereinfachung und Nivelirung aller Unterschiede strebenden Zeit doch noch, das 100theilige Thermometer ebenso zur alleinigen Herrschaft zu bringen, wie dies schon längst mit dem metrischen Maß und Gewicht geschehen ist. Wie oft hat es schon zu Mißverständnissen geführt, daß Temperaturangaben bald nach der einen, bald nach der anderen Skala gemacht wurden und man das Umrechnungsverhältnis nicht sofort im Gedächtniß hatte. Die Reform wäre eine That, würdig des vierten Sakulums der Benennung des Thermometers. —

### Kleines Krusteken.

**h. Eine Straßenbekanntschaft.** Wenn mich jene Stunden überfallen, in denen ich mich von allen Menschen verlassen fühle, dann steigt die Erinnerung an Dich wie ein Sonntag nach Nebelwochen herauf —

Auf der Straße hatte ich Dich kennen gelernt. In Deinem rothgefrorenen Gesichte lachten zwei hellgraue Augen. Aus den schwarzwollenen Handschuhen guckten neugierig einzelne Fingerspitzen. Trotz des kalten Windes hattest Du nichts um den Kopf gebunden. Aus Deiner braunen Jacke warst Du herausgewachsen, und Dein sadenscheiniges, rothes Mäöchen schlotterte um Deine Füße.

Aber Du gefielst mir doch.

Du gefielst mir mehr, als alle an uns vorbeigehenden, pelzverbrämte Mäntel tragenden Damen, die mit ihren Begleitern liebäugelten. Die Begleiter trugen die Schlittschuhe der Damen. Die Schlittschuhe klirrten, und die Blicke und lächelnden Worte Schwirrten hin und her. Du hobst mit einem Male Dein vom Alter graues Bedertäschchen — und lustig schliddertest Du auf dem Eisstreifen dahin, der sich am Bürgersteig vom Brunnen bis zum Kanalloch hinzog. Ich blieb stehen und sah Dir zu. Du sahst mich an und lachtest — und dann schlidderten wir beide.

Die Vorübergehenden schüttelten erstaunt und streng die Köpfe: Wie darf ein erwachsener Mensch sich auf solche Weise vergnügen?! — Wir schlidderten weiter.

Und dann stellte es sich heraus, daß wir in einer Gegend wohnten und daß wir zusammen heimgehen könnten. Wir gingen auch zusammen heim. Am Thiergarten entlang. Auf dem Fahrweg fuhren viele Equipagen, deren Fenster überfrozen waren, so daß es schien, als wären sie mit einem dichten Florsehleier verhängt. Die Kutscher zogen ihre Köpfe in ihre Pelze, alle Menschen beeilten sich. Wir aber gingen langsam. Du hattest viel zu erzählen und ich hatte viel zu hören.

Du erzähltest, daß Du alle Nachmittage zu einem Schlächter in der Mohrenstraße gehst. Dort erwartest Du die Kinder und bekommst dafür zu einer Mahlzeit Fleisch. Das bringt Du abends

nach Hause. Deine Mutter kommt um diese Zeit ebenfalls zurück — sie geht am Tage bei fremden Leuten waschen — und kocht dann für Dich und Deine fünf Geschwister von diesem Fleisch Suppe. Dein Vater ist seit zwei Jahren todt. Seitdem gab es kein Fleisch mehr bei Euch — bis Du zu dem Schlächter gingst.

Du sprachst so zutraulich, daß es mir weh that, als Du rechts hinunter gehen mußt, während ich links um die Ecke bog. . .

### Literarisches.

— Vom Nürnberger Trichter. Es ist ein Vierteljahrhundert verflossen, seit der „Nürnberger Trichter“ das Licht der Welt erblickte. Als man 1647 schrieb, erschienen von dem Nürnberger Rathsherrn Georg Phil. Harsdörffer, dem Begründer des „Gefrönten Blumenordens“, auch „Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz“ genannt, der „Poetische Trichter“, die Deutsche Dicht- und Reinkunst in sechs Stunden einzugiehn.“ Das Wort fand so günstige Aufnahme, daß bereits drei Jahre später eine zweite Auflage nothwendig wurde. —

### Theater.

Berliner Theater. Felix Philippi ist unter die Schwänkeverfasser gegangen. Seine „Wunderquelle“ wurde am Mittwoch im Berliner Theater zum ersten Male aufgeführt. Ein Mann, wie Philippi will nie hinter seiner Zeit zurückbleiben. Merkt er, daß das Publikum gerade ernste Aufregungen liebt, so sortirt er seine Stoffe danach. Ist der Bedarf an ulkigen Dingen größer: er kann auch damit aufwarten. Ganz wie im Schnittwaarenbazar.

Zur Zeit werden unsere Dichtermänner nicht müde, auf die Kleinstadt mit unverholener Verachtung herabzusehen. Die Kleinstädter bilden das ewige Pöbchentum, an dem Großberlin sich nicht satt hören kann. Es könnte zwar ein Mißgünstiger an der Herrlichkeit von Großberlin zweifeln, wenn er sein Publikum über trübselige Seichtigkeit immer wieder lachen sieht. Ein solcher Mensch hat eben nicht das richtige Großstadtbewußtsein, und empfindet vielleicht insgeheim eine verschwiegene Neigung für die dummen zweizinkigen Thiere, die da in den Kleinstädten zum Jubel eines richtigen stolzen Großberlins herunkriechen. Ja, ja, wenn man sich so überlegen weiß, das ist ein Hochgefühl.

In diesem Hochgefühl, in dem unerklärlichen Bewußtsein ihrer eigenen hochragenden Intelligenz haben die Kleinbürger Sprechathens nun wohl schon zweiduzendmal in diesem Winter über die albernern Kleinstädter sich vergnügt; „unentwegt, uermüddlich“, das ist die Wunderquelle, aus der unsere Autoren ihre Erholge schöpfen. Philippi erinnert sich folgende Fabel: Ein Krähwinkel soll durchaus zum Weltbad umgewandelt werden. Ein Gesundbrunnen wird entdeckt, das Wasser chemisch untersucht und der choleriche Bürgermeister will die Sache schon machen. Es bilden sich zwei Parteien, die das Kleinstädtleben illustriren sollen. Neben der ulkigen Geschichte à la Radelburg-Blumenthal läuft noch ein halb-empfindsamer Liebeshandel à la Lindau. Im gegebenen Moment wird der Geist Heine's heraufbeschworen. Das junge Mädchen setzt sich zum Klavier und singt ein süßes Liedchen Heine's. Der gereifte Mann wird bewegt, er erkennt, der Bäckisch, mit dem er geschäkelt, ist ein warmfühndes Weib geworden. So lödert Lindau, so lödert Philippi, so lödern sie Alle, die selber nicht für einen Dreier Gemüthswärme haben, mit dem armen Heine.

Was soll man über die Schauspielerei noch sagen? Für die Kleinstadtypen besteht der feste Stil, an dem unsere Schauspieler einmal hängen. Wie die Schwantypen selber, so stammt dieser Stil aus verropfter Zeit.

— Die Kopenhagener Zensur hat die Aufführung des Dramas: „Der westindische Soldat“ von Henrik Cavling verboten. Der Verfasser, der an einem Kopenhagener Blatte als Redakteur thätig ist, hat vor einigen Jahren die dänisch-westindischen Inseln besucht und in dem erwähnten Drama die dortigen Zustände auf eine für die Verwaltung nicht immer schmeichelhafte Weise geschildert. Das Stück war schon einstudirt, die neuen Dekorationen waren gemalt und alle Vorbereitungen bereits getroffen, als die Zensur plötzlich die Aufführung mit der Motivirung verbot, das Stück sei mit „regierungsfeindlichen Tendenzen“ geschrieben. —

### Musik.

— Der Verein zur Förderung der Kunst stellte in seinem letzten Vortragsabend den Münchener Musiker Anton Beer dem Berliner Publikum vor. Herr Beer ist eine Hoffnung unserer musikalischen Jugend, welcher seine Begabung stark genug dünkt, um sie zum Partei-Feldgeschrei zu erheben. Die Musik, welche wir nun von Beer gehört, enthält ohne Zweifel etwas wie Talent, allein jene untrüglichen Laute, welche nach einer bedeutenden Zukunft hinhallen, bestam man nicht zu hören. Durch die Abgabe des Tenors mußte der maßgebendste Theil des Programms, Bruchstücke aus der Oper „Die Sühne“, entfallen, und was als Ersatz von dem Werk geboten wurde, war von leerer Landläufigkeit. Bestimmter und bedeutender tritt Beer's Talent im Lied auf; „Des Knaben Berglied“ und „Allein mit der Natur“ besitzen Adel der melodischen Erfindung und etwas Markiges in der Phrasirung ohne pathetische Affektation. Aus einem F-dur-Klavierquartett trat das Hauptthema des Adagio sehr charakteristisch für den Sturm und Drang moderner Kompositionsjugend hervor. Ein Gedanke von etwas opernhafter

Artrivialisität wird mit allerhand dissonirend interessanten Zuthaten gewürzt und soll dadurch auffallende Bedeutsamkeit erhalten. Es steckt darin viel Kunstverstand aber wenig von jener naiven Bescheidenheit, womit wirkliche Ideen auch in der Musik ausgesprochen zu werden pflegen. Im ganzen machte das Quartett den Eindruck, als ob die musikalische Form nicht durch den Inhalt bedingt wäre, und etwas durchaus Aeußerliches das Auseinanderfallen der verschiedenen Melodien- und Passagenbrocken verhüte. Herr Beer hat wohl bisher seine eigenste Individualität noch nicht entdeckt und macht Musik ohne innerlichste Ueberzeugung. Man wird gut thun, mit einem abschließenden Urtheil so lange zu warten, bis der junge Mann sich und den wahren Ton seiner Kunst gefunden.

**Archäologisches.**

— Eine phöniciſche Wüste. Dem Louvre ist ein wichtiges Geschenk gemacht worden. Es ist eine lebensgroße weibliche Wüste aus Kalkstein, die in Gliche (dem antiken Sic) an der Südküste von Spanien vor wenigen Monaten gefunden wurde. Das Werk ist eines der schönsten Erzeugnisse phöniciſch-griechischer Bildhauerei der vorchristlichen Zeit. Die Wüste von Gliche zuerst durch den äußerst genau ausgeführten außergewöhnlichen Kopfsputz auf. Zwei durchbrochene breite Näder, die fast so groß sind wie der Kopf selbst, umgeben die Ohren, und auf dem Scheitel erhebt sich eine spitz zulaufende nach hinten abfallende Frisur. Dieses barbarische Geſicht wird durch eine schwere doppelreihige Halskette vervollständigt. Die Wüste von Gliche fällt zuerst in phöniciſche Antheil. Das Griechenthum spricht sich durch die archaische Knospe abnehmenden Gesichtes aus. Die Lippen und einige Theile des Kopfputzes zeigen Spuren rother Bemalung, und die leeren Augenhöhlen wären ursprünglich ohne Zweifel zur Aufnahme kostbarer Steine bestimmt, die den Augenstern nachahmten. An der Rückseite der Wüste ist eine Ausbuchtung bemerklich, die vermuthen läßt, daß man ein Grabdenkmal vor sich hat, in dem entweder die Asche oder Weibgeschenke aufbewahrt wurden. Die Wüste hat zwar kein Fußgestell, ist aber dessen ungeachtet nicht ein Fragment einer Statue. Sie sollte die Vorstellung einer aus der Erde halb hervorragenden Gottheit der Unterwelt erwecken. Schon der Geograph Strabo spricht von dem ungewöhnlichen Kopfsputz der Spanierinnen seiner Zeit und beschreibt eine spitz nach hinten zulaufende Haartracht, die ungefähr derjenigen der Wüste von Gliche entspricht. —

**Medizinisches.**

— Ein Institut für Wuthkrankheiten in Berlin. An dem unter Leitung des Prof. Rob. Koch stehenden Institut für Infektionskrankheiten der Berliner Universität soll, wie die „Nat.-Ztg.“ erfährt, im nächsten Jahre eine besondere Abtheilung für Wuthkrankheiten (Tollwuth) neu eingerichtet werden. Das erste derartige Institut ist in Paris von Louis Pasteur begründet worden, ähnliche Anstalten bestehen in Wien, Budapest, Petersburg, Konstantinopel, Bukarest, mehrere in Italien etc., wo nach dem Pasteur'schen Impffverfahren wuthtraube und wuthverdächtige Menschen behandelt werden. In Deutschland fehlt es an einem solchen Institut, was bisher sich wenig bemerkbar gemacht hat, weil verhältnißmäßig nur wenige Fälle von Tollwuth und diese zumeist in den Grenzbezirken vorgekommen sind. In letzter Zeit sind aber die Fälle von Tollwuth bei Thieren und Menschen auch in Deutschland etwas häufiger geworden, und die von tollen Thieren gebissenen Menschen mußten zur Behandlung nach Paris oder Budapest geschickt werden. Um solchen Unglücklichen in Zukunft auch bei uns eine Behandlung nach der Pasteur'schen Methode gewähren zu können, ist die Errichtung einer Pasteur'schen Abtheilung bei dem Institut für Infektionskrankheiten als ein Bedürfnis anerkannt worden. Für die Errichtung und den Betrieb dieser Abtheilung, der eine von den Koch'schen Krankenbaracken zugewiesen werden soll, sind die erforderlichen Mittel bereits in den nächstjährigen Etat eingestellt worden. —

**Meteorologisches.**

— Ueber das Meteor, welches in den Morgenstunden des 16. Dezember in einem Theile von Westfalen, der Rheinprovinz und in Belgien gesehen worden ist, sind der „Köln. Ztg.“ von vielen Seiten Mittheilungen zugegangen. Leider sind die meisten Wahrnehmungen ungenau und unvollständig, wie dies bei der Blöchligkeit der Erscheinung nicht anders zu erwarten ist. Selbst über den genauen Zeitpunkt, in welchem die Feuerkugel sichtbar war, gehen die Angaben auseinander; ziemlich zuverlässig scheint die Angabe eines Beobachters aus Köln, der den Moment der Erscheinung auf der Uhr am Wallrasplatz 7 Uhr 35 Min. ablas. Ein anderer Beobachter, der seine Uhr mit der Bahnhofsuhr verglichen hat, giebt 7 Uhr 31 Min. an. Der Zeitpunkt des Ausleuchtens der Kugel wird also nicht viel von 7 Uhr 33 Minuten M. G. verschieden sein können. Das Meteor wird als weißstrahlende Kugel mit rothem Schweiße beschrieben; ein Beobachter bemerkt, der Schweiß habe aus fünf Strahlen bestanden, deren jeder in einem rothen Punkte endigte. An mehreren Orten wurde während der Sichtbarkeit des Meteors ein Getöse gehört; der oben erwähnte Beobachter in Köln vernahm einen Ton, als wenn eine Gewehrkugel über seinem Kopf hinweggefliegen sei. Ein Beobachter bei St. Goarshausen sah, daß die Kugel funtensprühend explodirte, vernahm aber kein Geräusch. Zu

Schwabenberg (Kreis Erkelenz) vernahm ein sehr zuverlässiger Beobachter an jenem Morgen 7 1/2 Uhr zweimal einen starken Knall, gleich einem in nicht zu großer Entfernung abgefeuerten Kanonenschusse. Zugleich bemerkte er, obſchon im Zimmer ein helles Licht brannte, durch die dicht zugezogenen Fenſtervorhänge einen hellen Feuerſchein. Es gelang ihm, eine Person aufzufinden, welche die Feuerkugel ſelbſt geſehen hatte. Hiernach kam das Meteor vom nordöſtlichen Himmel und ſchoß nach S.-W. bis gegen den Mond. Es zerplatzte in zwei Theile, und nach zwei Minuten erfolgte ein ſtarker Knall, dem ein Donner aus der Richtung, in welcher der Mond ſtand, folgte. Knall und Feuerſchein kamen unzweifelhaft aus nordöſtlicher Richtung. Südweſtlich von Schwabenberg muß die Exploſion der Kugel erfolgt ſein, wodurch in den nahebei liegenden Orten Mildenerath und Gerderath das Geräusch entſtand, es ſei ein gewaltiger Meteorſtein zur Erde gefallen. In Wirklichkeit hat man aber biß jezt nichts von einem ſolchen Meteoriten gefunden. Was die ſcheinbare Bewegung der Feuerkugel anbelangt, ſo wird ſie von allen Beobachtern zwiſchen Ruhr und Main als von Oſt nach Weſt oder von Nordoſt nach Südweſt erfolgt, beſchrieben. Leider fehlen genauere Angaben, auf die ſich eine ſtrengere Rechnung gründen ließe, mit Ausnahme derjenigen aus Schwabenberg. Dagegen berichtet ein Beobachter in Rheinelbe bei Geſſenkirchen, er habe die Feuerkugel aus der Richtung von Nord nach Süd fliegen geſehen. Das Meteor muß ſich alſo ſüdlich vom Beobachter befunden haben, und damit ſtimmt eine Beobachtung zu Kettwig, wo man die Feuerkugel ſehr hoch am Himmel in öſtweſtlicher Richtung ziehen ſah, während einem Beobachter in Gerreſheim die Kugel in der Richtung auf Neuß zu fliegen ſchien. Die wahre Bahn der Feuerkugel ging alſo wahrſcheinlich über Hattingen und Düſſeldorf auf Erkelenz zu und die Exploſion erfolgte in der Nähe von Gerderath. Von Köln blieb das Meteor wenigſtens 30 Kilometer entfernt. Da die Feuerkugel von dem Beobachter auf der Hochſtraße noch zwiſchen den Häuſern geſehen worden, muß ihre Winkelhöhe über dem Horizont damals mindedeſtens 20 Grad geweſen ſein. Daraus folgt, daß ihre wahre ſenkrechte Höhe über der Erdoberfläche in jenem Moment ungeſähr 11 Kilometer betrug, alſo die Höhe des höchſten Berges der Erde um mehr als 2000 Meter übertraf. —

**Humoriſtiſches.**

— Beſondere Auszeichnung. Frau Peterson: „Können Sie ſich denken, Frau Möller, ich habe geſtern mit unſerem erſten Bürgermeiſter geſprochen!“ — Frau Möller: „Ach, was Sie alles erleben!“ — Frau Peterson: „Er war ſehr gemüthlich! Zum Schluß ſagte er, ich ſollte mich ruhig zum Teufel ſchereen!“ —

— Ethel's Seele. Frank (zehnjährig, der ſeiner kleinen Schwägerin klären will, was die Seele iſt): „Weiße Du, Ethel, Dein Abweſen kommt nicht in den Himmel, ſondern die Seele.“ — Ethel: „Was iſt die Seele?“ — Frank: „Es iſt etwas in Dir — nicht Dein Herz. Es iſt etwas, was Du fühlſt, aber nicht ſiehſt.“ — Ethel: „O, ich weiß ſchon, Du meiniſt das Mittaggeſſen!“ — („Jugend.“)

**Vermiſchtes vom Tage.**

— Vor einigen Tagen hat man im Rheine bei Niederrhein einen Seehund erlegt. Das Thier wog 72 Pfund. —

— In Schnee geboren hat am erſten Feiertage ein Dienſtmädchen, das ſich auf dem Wege von Lüben nach Mallmiß befand. —

— Vor dem Amtsgericht in Stadtamhof ſtand unlängſt eine Frau, angeklagt der Sachbeſchädigung. Sie hatte eine Spagalschnur, die einen Werth von 3 Pennigen hatte, auseinandergeſchnitten. Die Frau wurde freigeſprochen, der Staat zahlt die Koſten. —

— Das Gemeindefollegium in Nürnberg hat dem magiſtratiſchen Beſchlusse auf Anſtellung von Schulärzten zugestimmt. —

— In Biſel (Böhmen) mußten auf Anordnung des Bezirks-Thierarztes ſämmtliche Hunde getödtet werden. Es waren in der letzten Zeit mehrere Fälle von Hundswuth vorgekommen. —

— In England iſt im Stillen eine Bewegung organiſirt worden, die darauf abzielt, eine genaue Inſpektion der Frauenklöſter durchzuſehen, um zu ermitteln, ob irgend eine Nonne gegen ihren Willen geſangen gehalten wird oder ob ſie unter Mißbrauch der Gewalt zu leiden hat. —

c. e. Eine eigenartige Mode herrſcht jezt bei den Damen der Londoner „Geſellſchaft“. Die zarten Weſen laſſen ſich für ihre intimen Hausfreunde im Hemde photographiren. —

— New-York, 29. Dezember. Ein hier aus Port au Prince eingegangenes Telegramm beſagt, 800 Häuſer ſeien dort geſtern Abend eingäſchert worden. Darunter befanden ſich eine Anzahl Magazine, ein Hotel und eine Kirche. 3000 Perſonen ſeien obdachlos. — Heute früh gegen 7 Uhr habe ſich ein Erdbeben ereignet, das mehrere Minuten anhielt. Der Boden weiſe mehrfache Riffe auf; Menſchenleben ſeien jedoch nicht zu Schaden gekommen. —